Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 5. Februar 1915

Das Moor.

Von Adolf Stark.

Als Gymnasiast verbrachte ich die Sommerferien alljährlich bei einem Oheim meines Vaters. Das Schloß, welches er bewohnte, in Wirklichkeit nur ein langgestrecktes, kasernenartiges Gebäude mit kleinen Schießlukenfenstern und düsteren, gewölbten Gängen und Zimmern lag in Nord-Ungarn. Dunkel und dräuend blickten die Karpathen auf das Haus hernieder und wenn es lange geregnet hatte oder ein heftiges Gewitter niedergegangen war, dann spritzten die Wellen des Flusses bis hinauf zu den Fenstern des ersten und einzigen Stockwerkes.

Onkel Julo, der in diesem alten Gemäuer hauste, war alt, uralt. Keiner wußte so recht, wie alt er eigentlich war. Aber daß er das achte Jahrzehnt schon überschritten hatte, das war gewiß. Dabei war er körperlich überaus rüstig, ging gerade wie ein Stock und machte den Eindruck eines ungewöhnlich kräftigen Menschen. Mit seinen Verwandten stand er weder gut noch schlecht. Er besuchte sie nie und verbat sich jeden Besuch, wenigstens von Erwachsenen. Uns Jungen hatte er gerne um sich und wir waren auch stets gerne bei ihm, so düster auch der Ort, so eigen auch der alte Mann sein mochte.

In meinem 16. Jahre erzählte mir Ohm Julo die nachfolgende Geschichte. Sonderbar, sie machte damals nur wenig Eindruck auf mich. Heute erscheint sie mir wie ein zwar düsteres, aber farbenprächtiges Gemälde aus längst vergangener Zeit. Ich erinnere mich an jedes Wort, an jede Gebärde, an alle Begleitumstände, weiß noch genau, wo der Erzähler saß — in dem hochlehnigen Altvaterstuhl am Fenster — und wo ich hockte — auf dem Schemel zu seinen Füßen — weiß dies so genau, daß ich die Szene malen könnte, und höre deutlich die laute, etwas hart klingende Stimme:

Es ist etwas Eigentümliches um die Entwicklung. Wie oft warst du eigentlich bei mir, Junge? Fünf- oder sechsmal, nicht? Nun, du bist jedes Jahr größer geworden und klüger, wie sich das gehört, aber schließlich warst du immer ein Kind, immer, bis heute. Heute bist du ein anderer. Vielleicht noch kein ganzer Mann, aber gewiß kein Kind mehr. Du selbst merkst das wohl nicht so und deine Leute auch nicht, weil sie dich beständig unter den Augen haben. Aber ich merke es wohl.

Ueberall geht es so, bei dem einzelnen Menschen und bei der ganzen Menschheit. Wer mitten drinnen steckt im Trubel, der übersieht häufig den Moment in der Entwicklung, wo eine Epoche in die andere übergeht, und versäumt es, die Entwicklung mitzumachen, lebt noch eine Zeit lang so hin und merkt dann auf einmal, daß er fremd geworden ist in der Welt, daß er die Zeit und die Menschen nicht mehr versteht. Dann macht er es am besten so wie ich: er zieht sich wie die Schnecke ins Haus zurück und lebt fern von der Welt, wie ein letztes übrig gebliebenes Fabeltier, welches den Untergang seiner Rasse überlebt hat.

Es war eine andere Rasse zu meiner Zeit; wilder, roher, wenn du willst, waren sie alle, aber — doch nein, ich will nicht vergleichen, will nicht ein kindlicher Lobredner vergangener Zeiten werden. Ich will dir lieber eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die die Antwort ist auf deine Frage von heute morgen, warum ich keine Hunde im Hause dulde. Hätte ich dir einfach gesagt: Ich kann keinen Hund heulen hören, es überläuft mich kalt, wenn die Jammertöne des Tieres die Nacht durchschneiden und Angstschweiß tritt mir auf die Stirn, dann hättest du mich wohl ausgelacht. Wenn ich dir meine Geschichte erzähle, wirst du mich besser verstehen.

Im Tiefland unten, wo zwischen weiten fruchtbaren Ebenen unendlich große ungangbare Moore sich dehnen, lebte die schöne Roszika. Sie hieß nicht umsonst die Schöne. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen seit damals, aber noch heute denke ich mit Entzücken an sie. Wie ein Bildwerk war sie von eines göttlichen Meisters Hand geformt, ohne Tadel und Fehl. Und dabei war sie unglücklich. Aladar — ich nenne nur die Vornamen — Aladar, den sie — ein Kind noch — geheiratet hatte, war ein tückischer, roher, herrischer Mensch, der den Edelstein nicht zu schätzen wußte, welchen das Schicksal ihm in den Schoß geworfen hatte. Mehrere Jahre trug sie das Joch dieser Ehe, dann trennte sie sich von ihrem Mann. Sie lebte, wie in der Verbannung, in einem kleinen Schloß hart am Rande des Moores. Der einzige Weg, der hinführte, ging an Aladars Kastell vorüber. Man erzählte sich, daß er Tag und Nacht die Straße bewachen lasse, um es zu erfahren, wenn etwa jemand Roszika besuchen sollte. Denn er liebte sie auf seine Art und war eiferfüchtig bis zum Wahnsinn. Aber sie gab ihm keinen Grund dazu. Nur wenn sie hie und da in der Nachbarschaft ein Fest besuchte, traf sie mit anderen Männern zusammen. Zu Hause in ihrem Schlößchen empfing sie keine Besuche.

Schließlich aber schlug auch ihre Stunde. Ein Weib, jung und schön, begehrenswert und begehrt, kann schließlich auf die Dauer sich nicht allem Liebeswerben entziehen. Weiß Gott, wie das Gerücht aufkam, aber eines Tages raunte man es sich in die Ohren und erzählte es auch wohl laut in Trauncestreen, wenn man vor Lauschern sicher war, daß die schöne Roszika einen Liebhaber besitze. Wer es war, wußte niemand recht. Aber man erzählte sich, daß er bei Nacht zu ihr komme und zwar nicht auf der Straße, sondern durch das Moor. Die meisten glaubten nicht daran, denn das Moor galt als ungangbar. Wohl führte ein schmaler Weg durch dasselbe, aber nur wenige kannten den Pfad und auch von diesen hätte es niemand gewagt, in dunkler Nacht den Versuch zu machen, einen Weg zu gehen, der selbst am hellen Tage gefährlich war, bei dem jedes fußbreite Abweichen den sicheren Tod bedeutete. Aber trotzdem erhielt sich hartnäckig das Gerücht, ja es wurden Zeugen namhaft gemacht, welche den nächtlichen Liebhaber gesehen haben wollten, wie er, einen Hund an der Leine, im Vollmond oder im unsicheren Sternenlicht über das Moor schritt.

Es dauerte lange, ehe das Gerücht Aladar zu Ohren kam. Der Ehemann erfährt derartige Dinge immer als der Letzte. Als der lahme Janko im Rausche das Gerede erzählte, tobte Aladar wie ein Wahnsinniger. Am nächsten Morgen aber schien er die Sache vergessen zu haben, worüber wir alle erleichtert aufatmeten.

Etwa 14 Tage später lud er uns zu sich ein. Eine solche Einladung hatte nichts Aufälliges an sich; man war damals sehr gastfreundlich und gastfroh in unserem Ungarn. Wir saßen beisammen, tranken, spielten, rauchten und ließen die Mitternacht herankommen. Wir waren alle vom goldgelben Tokayer schon ein wenig benebelt, sonst hätte doch wenigstens einer von uns protestieren müssen, als Aladar den Vorschlag machte, wir sollten zum Schlößchen ziehen und der schönen Roszika ein Ständchen bringen. Die Zigeuner im Dorfe wurden aus der Schenke geholt und bei dem Klange ihrer Fideln zogen wir vom Kastell zum Schlößchen.

Aladar befahl den Zigeunern, unter Roszikas Fenstern ihre schönsten Lieder zu spielen. Als im Hause alles dunkel blieb, nahm er eine der Zigeunergeigen, zupfte die Saiten, wie bei einer Guitarre und sang dazu.

Da öffnete sich oben das Fenster und Roszika erschien. Beim Scheine der Fackeln, die wir mitgebracht haben, sahen wir deutlich das verächtliche Lächeln ihres schönen Gesichtes. „Geht heim und schlaft euren Rausch aus", rief sie herab, „und schont eure Stimmen, sonst könnte der Uhu und der Rabe eifersüchtig werden auf den Konkurrenten."

Aladar stand da, den Kopf im Nacken, den Blick auf die Gestalt im Nachtgewande gerichtet. Und plötzlich lachte er grell auf.

„Gefällt dir mein Sang nicht, schöne Roszika? Warte ein kleines Weilchen und du sollst eine Stimme hören, die dir lieblicher ins Ohr klingt."

Noch hatte er nicht geendet, als vom Moore her ein schauerliches Heulen ertönte, das Heulen eines gemarterten, verwundeten oder sonstwie verletzten Hundes. Schrecklich und beängstigend klang es durch die Stille. Alles stand da und lauschte. Und auf einmal mischte sich in das Heulen eine männliche Stimme. Deutlich vernahmen wir das Rufen. „Hilfe, Hilfe", klang es über das Moor. Roszika erbebte, die Hand, welche auf der Fensterbrüstung lag, schien sich einzukrallen in das Holz, eine Stütze suchend, damit die stolze Gestalt nicht in sich zusammenbreche. Nie werde ich die großen angsterfüllten Augen vergessen und die übermenschliche Qual in den Zügen der Frau. Und vom Moor her klang markerschütternd das Heulen des Hundes und die Hilferufe.

„Hörst du ihn?" Aladar lachte grell auf. „Hörst du deine Nachtigall, mein Täubchen? Die singt freilich schöner als so ein alter Uhu. Nur schade, daß sie bald ausgesungen haben wird. Das Moor ist tief und verschluckt so ein Singvögelchen wie der Wallfischmagen den seligen Jonas. Nur daß es die Beute nicht wieder herausgibt, niemals wieder. Niemals!

Nun, was steht ihr denn da und gafft? Ja so, ihr könnt euch die Geschichte nicht zusammenreimen? Und sie ist doch so einfach. Liebe ist erfinderisch. So einfach ist der Gedanke, sich von einem guten Spürhund selbst bei Nacht sicher übers Moor führen zu lassen. Ein bischen gefährlich zwar, aber als ob die Liebe einer Roszika nicht ein bischen Lebensgefahr wert wäre! — — Uebrigens, ein schlapper Bursche. Er weiß nicht einmal, mit Anstand zu sterben, schweigsam, ruhig, wie es einem Edelmann ziemt. Hört nur, wie er heult und um Hilfe ruft. Was geschehen ist, wollt ihr wissen? Auch der Haß kann schlau sein. Eine tüchtige Wolfsfalle, an der schmalsten Stelle des Weges aufgestellt, schnapp, da fällt sie zu. Hört ihr sie heulen, die Bestie? Hört ihr ihn wimmern, den Troubadur, der hilflos verlassen im Moor schon die Hand des Todes im Nacken fühlt. Warum lacht ihr nicht über den Spaß? He? Lustig, Brüder, lustig! Spielt auf, Zigeuner, euer lustigstes Stück."

Und die braunen Gesellen, welche wahrscheinlich keine Ahnung von den Dingen hatten, die sich hier abspielten, geigten drauf los; das Tönen der Fidel vermischte sich mit dem Heulen des Hundes und den Rufen des Unglücklichen zu einem schauerlichen Dreiklang. Siehst du, seit jenem Tage kann ich keinen Hund heulen hören.

Wie die Sache ausging, willst du wissen, Junge? Glaubst wohl, Roszika wäre dran gestorben oder hätte sich ein Leid's getan? Ich sagte dir schon, wir Menschen von damals, auch die Weiber, waren von anderm Holz. Glücklich ist sie geworden, recht glücklich, mit ihrem Aladar. Du schauderst? Eine andere Welt, lieber Junge, eine Welt, in der die Frauen eine Liebe zu schätzen wußten, die so groß war, daß sie selbst vor Mord nicht zurückschreckte. Das verstehst du wieder nicht? Nun ja, ich sagte dir gleich: zwei Epochen, zwei Welten. Zwei Welten, deren die eine die ande nicht versteht.

Unteroffizier Nottebohm.

Von Martin Proskauer.

„Es ist prachtvoll, wie sich unsere Leute da draußen schlagen, die alten Landwehrleute wie die Jungen. Kurz bevor ich das Pech mit dem Arm hatte, bekam ich noch eine Schwadron Freiwilliger als Nachschub, die waren noch größere Draufgänger."

Der Sprecher, ein großer Husarenmajor, rückte den verwundeten Arm in der Binde zurecht.

„Und was für Kerle drunter sind," fuhr er nachdenklich fort, „da sah ich einen Reiter — ich denke, das Gesicht kenne ich doch — frage ihn, da ist es Wengstein, der große Heldentenor mit der noch größeren Gage! Läuft hin und wird freiwilliger Reiter. Außerdem waren noch zwei Privatdozenten und über 50 Studenten da — alle freiwillig!"

„Bei meiner Kompagnie ist ein ganz berühmter Schriftsteller als Sanitäter," bemerkte ein Hauptmann.

Ein Oberleutnant mit dem Eisernen Kreuz, der bisher schweigend in der Ecke gesessen hatte, lachte auf.

„Den komischsten Kerl, glaube ich, Herr Major, hatten mir doch in unserm Regiment. Bei uns dient nämlich der Unteroffizier Willi Nottebohm."

„Wer ist denn das?" fragten die anderen Offiziere.

Der Oberleutnant lachte: „So heißt er nur in seinen Papieren, sonst nennt er sich der „urfidele Nottebohm"!" —

„Was? Der? Der bekannte Varietékomiker? Der mit dem dicken Gesicht?" ...

„Genau derselbe. Und ist Unteroffizier der Reserve in der zweiten Kompagnie unseres Regiments. Erst wußten wir — das heißt die Offiziere — gar nichts von seiner Anwesenheit. Aber eines Tages gehe ich durch das Quartier in einem belgischen Dorfe, da sehe ich einen dicken Haufen Soldaten und höre brüllendes Gelächter. Ich trete näher, man macht mir Platz, da sitzt ein dicker Unteroffizier auf einer Tonne und singt ein blödsinniges Lied auf die Engländer, aber komisch, mit einem so drolligen Gesicht, daß ich auch lachen muß. Das war meine erste persönliche Bekanntschaft mit Herrn Willi Nottebohm. Jetzt fiel er mir öfter auf, aber nicht immer angenehm. Zuerst ging es ja. Bei den Gewaltmärschen, die wir machen mußten, war er immer vornan, immer fidel, wenn ihm auch der Schweiß über sein dickes Gesicht lief — und machte seine Mätzchen. So heiterte er wenigstens die Leute auf. Besonders einen Singsang hatte er, da bogen sich die Leute vor Lachen. Als Refrain ging es immer:

„Kinder, kommt, die Reise hat
Uns ja nischt gekostet,
Kinder, haut den Englischmann,
Bis sein Rostbeef rostet!"

Sehr geistvoll war es nicht aber sein Gesicht glänzte wie lauter Butterfuppe; und die Kerle wollten sich totlachen. Allmählich wurde es aber zu viel. Herr Nottebohm schien die kaiserlich deutsche Armee für sein Publikum zu halten, und sein Mundwerk stand nie still, auch bei Nachtmärschen, wenn er besser das Maul halten sollte. Ich habe ihn auch gehörig angepfiffen, aber dann machte er ein so zerknittertes Gesicht, die blanken Aeuglein versanken in lauter kummervollen Speckfalten, daß man sich umdrehen mußte, um nicht laut zu lachen.

Ich machte den Feldwebel auf den Unteroffizier Nottebohm aufmerksam, da sagte er: „Zu Befehl, Herr Oberleutnant, ich weiß schon. Aber wenn ich den Kopf wegdrehe, dann macht er meine Stimme nach, daß ich denken könnte, ich bin's selber!"

Also der urfidele Nottebohm spielte weiter. Einmal kam ich von hinten an die Marschkolonne heran, da hörte ich das Lied:

„... Kinder, haut den Englischmann,
Bis sein Rostbeef rostet!",

aber mit meiner eigenen Stimme, einfach täuschend nachgemacht. Von wem? Natürlich von Herrn Nottebohm. Ich war wütend und lief gleich zum Major. Der sagte mir: „Sie sind nicht ernst genug!", und ließ sich den fidelen Nottebohm kommen.

Ein Jammerbündel erschien, den Speck in Trauerfalten gelegt, das linke Auge betrübt, das rechte vergnügt. Er knallte vor dem Major die Absätze zusammen, daß er schwappte. „Ob er den Unsinn nicht lassen könnte?" — „Zu Befehl, Herr Major, es ist angeboren, ich kann nichts dafür," sagte Nottebohm mit Jammerstimme, daß man vor Vergnügen hätte auftreischen können, „ich sehe so aus!"

„Aber Sie können sich doch zusammennehmen, Unteroffizier!" mahnte der Major.

„Zu Befehl, aber es geht nicht, Herr Major," sagte Nottebohm treuherzig und sah ihn so recht mit der strahlenden Breitseite an. „Wie ich heiraten wollte und meiner Frau einen Antrag machte, fing sie an zu lachen und schrie, so ginge es nicht, es wäre zu komisch. Ich sollte es schriftlich machen!"

Dabei brachte er die ganze Geschichte mit des Majors eigener, heiserer Stimme, aber in so jämmerlichem Ton heraus, als os es ein Malheur gegeben hätte!"

Die andern Offiziere lachten.

„Na, und weiter?"

Der Oberleutnant fuhr fort:

„Na, der Major drehte sich — schwubs — um und sagte: „Es ist gut, Sie können abtreten!" Dabei zuckten seine Schultern vor verhaltenem Lachen. Am Abend darauf kamen wir in die Front. Eine Nacht und einen Tag in Reservestellung — über uns platzten die ersten Granaten, da wurden die Kerls still. Notebohm auch. Am nächsten Morgen kamen wir in die Schützenlinien. Spaten raus — Gräben ausheben — Unterstände bauen — na, Sie kennen das ja zur Genüge selbst. Vor uns stand französische Infanterie und hauptsächlich englische Artillerie, die aber merkwürdig still war. So lagen wir in den Schützengräben. Es regnete, die Feldküche kam unregelmäßig, kurzum, das rechte Elend der Untätigkeit mit stetem Auf-dem-Posten-sein ging uns an. Mit einem Male fing der Feind an loszukanalen. Die Brüder hatten wohl erst Reserven nachgezogen, jedenfalls war es ein mächtiger Angriff auf der ganzen Front. Unsere Linie war ziemlich dünn, neblig war es auch, und gerade als die feindliche Artillerie sich so recht eingeschossen hatte und die Granaten unsere schönen Unterständen zerschmissen, verloren wir den Anschluß nach links — wir waren rechte Flügelspitze — und lagen nun schön da. Es war ekelhaft, meine Herren. Keine 30 Schritt weit Sicht im Nebel, dazu der Feind, der uns so richtig eingegabelt hatte, es sah scheußlich bei uns aus. Ich denke gerade, ob uns die Engländer vielleicht umgehen wollen, da platzt ein Schrapnell über dem Bataillonsstab — der Major und zwei Hauptleute hin!

So ein Pech — und dabei auf exponiertem Posten! Im ersten Augenblick waren alle still, die Leute spürten instinktiv die Unsicherheit. Die nächsten deutlich die stumme Frage: Sollen wir nicht zurück? Ich sah mich nach dem andern Hauptmann um, der hatte aber auch gerade seinen Schuß bekommen — und wollte einen Entschluß fassen. Da höre ich links vor mir etwas krähen, heiser, die Stimme des Majors:

„Pflanzt das Bajonett auf! Zum Sturm, marsch, marsch, hurra!" — Ich sehe den urfidelen Nottebohm, das Bajonett in den Fäusten, 'raus dem Graben springen. Die andern Kerle auch, ich ziehe den Degen, spüre einen Schlag gegen den Arm, sehe gar nicht hin, und los — marsch, marsch, hurra!

Wir alle rein in den Nebel. Na, also kurz! Kaum 200 Meter nach vorn ist der Feind, englische Territorials im Schützengraben, hopps rein und mit dem Bajonett leergefegt! Weiter! Da ein Geschütz — zwei — eine Batterie, französische leichte 75 Millimeter — weg mit der Mannschaft. Plötzlich sind keine Feinde mehr da. Gleichzeitig kommt ein Windstoß, der Nebel hebt sich, und wir sehen, daß links von uns unsere ganze Front im Sturm vorgeht, wir am weitesten vorn, und der Feind läuft — aber wie!"

Der Oberleutnant macht eine Pause.

„Am Abend hörten wir dann aus dem Brigadebefehl, daß das erste Bataillon — also wir — den Umgehungsversuch des Feindes rechtzeitig bemerkt und durch Sturmangriff glänzend abgewiesen hätte. Gleichzeitig wurde ich aufgefordert, Mannschaften für das Eiserne Kreuz zu benennen. Ich suchte etwa 12 Mann aus, darunter Nottebohm. Leider konnte ich nicht als Grund für ihn, wie gern gewollt hätte, angeben: Weil er im kritischen Momente die Stimme seines gefallenen Majors nachmachte!"

So geht es her im Kriege.

Feldpostbrief eines bayerischen Artillerieoffiziers.

. . . . 16. September.

Liebe Mama! Ich sitze hier, wo darf ich nicht schreiben, in einem reizenden Zimmerl an sauber gedecktem Tische, der mich so sehr an die Heimat erinnert und denke viel an Euch. Die Verschiebung unserer Truppen (aus der Gegend von Luneville) wirst Du aus der Zeitung erfahren. Zunächst sind wir glücklich vom Feind weggelöst und z. Z. hinter der Front. Batterie ist in einem kleinem Ort mit mehreren Höfen untergebracht. Ich habe ein Zimmerl mit gutem Bette wie im Manöver. Schlief heute bis 8 Uhr; dann Kaffee mit Erdbeermarmelade. Wir sind jetzt auf dem Wege der Wiederherstellung. Die letzte Zeit war aber geradezu fürchterlich, ohne daß wir vom Feinde gerade besonders zu leiden gehabt hätten. 3 Tage Biwak im strömenden Regen, kaum zwei Stunden Schlaf in der Nacht; die letzte Nacht war ich als Adjutant ganz ohne Schlaf. Wir waren die letzten, die vom Feinde bei Regen und Nebel abzogen. Hätte der Himmel uns nicht geholfen, hätten wir uns eben für die andern opfern müssen. Jetzt aber ists wunderbar. Mein letzter Brief war etwas zu beängstigend für dich, liebes Mütterchen, entsprach aber der Wahrheit. Mit der Zeit wirst Du Dich auch beruhigen über alle Gefahren, die mir drohen, wie auch ich auf meine Zukunft fest und ruhig schaue.

Dein letzter Brief klagte mich der Schreibfaulheit an; das tut mir leid, ich kann jedoch nichts dafür; man gibt die Briefe meist dem nächsten Besten, der zur Post geht und so geht leicht etwas verloren. Soeben geht die Türe auf und — dampfender Reisbrei kommt herein mit Erdbeermarmelade und Tee. Heute Mittag gab's Gansbraten und Omelette. Du darfst mich aber nicht albern finden. Der Krieg besteht aus Stimmungen, die ich Dir einzeln schildere. Der Mensch ändert sich, denkt nur an den Feind und, wenn das vorbei, an sich. Alle edleren Tätigkeiten fallen auch bei Gebildeten weg. Man läuft dann alle Viertelstunde zum Kochkessel, also heute kann ich nur sagen reizend. Draußen sitzt die Einwohnerfamilie und erzählt sich auf — deutsch, recht anheimelnd, herrlich. Und kein Schuß stört dies Essen; nicht wie bei Luneville hinter den Geschützdeckungen, zu welchen das Essen in Töpfen 1000 Meter weit vorgetragen werden mußte. Oft ließ ich zum Essen antreten, da — Krach auf Krach und an die Geschütze; man wartete dann in den Eindeckungen, bis der Feind mit der Schießerei müde geworden, dann kam man wieder zum Essen herausgekrochen, oft ein bis zwei Mann weniger, die verwundet oder tot liegen geblieben. Nun deren Portion nahm ein anderer. So wird man mit der Zeit, man schimpft dabei auf den Feind, daß er uns durch seinen Kugelregen das Essen hat kalt werden lassen.

Mir gehts, wie Ihr aus diesem Brief entnehmen könnt, unberufen gut. Und so grüße ich Euch alle herzlichst Euer Alfons.

22. Sept.

Soeben eisernes Kreuz erhalten.
Herzlichen Gruß Alfons.

Bei Peronne, 1. Okt.

Liebe Mama! Gestern Brief bekommen, wo Du über das Eiserne Kreuz schreibst, das ich bereits seit 8 Tagen in Händen habe, wenn es auch noch nicht in den M. N. N. gedruckt zu lesen ist. Es ist wunderbar einfach. Schwarz mit Silbereinfassung und nimmt sich auf dem grauen Feldrock sehr gut aus. Vor 3 Tagen habe ich erst den Schlafsack erhalten, er ist nicht ganz nach Wunsch ausgefallen, da er nicht gefüttert und wenig warm ist, er nützt aber doch. Gestern habe ich auch zwei Pakete mit Zigarren und Schokolade von Papa erhalten. Ein vorübergehender Darmkatarrh ist geheilt, Magen ist zur Zeit in Ordnung. Seit 5 Tagen sind wir wieder vor dem Feind, natürlich wieder in erster Linie, zuerst nach drei Fronten, jetzt mehr Stellungskampf, der lange dauern kann. Ich war einige Male Ordonanzoffizier und suche unsere arme Infanterie, die kolossale Verluste hat, zu unterstützen. Vor ein paar Stunden war ich im scheußlichen Granatenfeuer. Rudolf R. ist jetzt auch da, er ist bei der Batterie Bu. eingeteilt, wir sehen uns öfter. Herzlichen Gruß

Alfons.

. . . 5. Okt.

Lieber Papa! Bei uns im Westen gehts recht langsam vorwärts. Wir hocken dem Feinde jetzt wieder seit 8 Tagen gegenüber; alle Spitzfindigkeiten und Indianerschliche müssen ausgenützt werden. Gestern wäre ich beinahe einem solchen zum Opfer gefallen. Ich hatte Tags vorher einen 50 Meter hohen Kamin von innen aus an Klammern bestiegen (auf was kommt man nicht alles, wenns um die Wurst geht). Heute wollte ich wieder hinauf, um von hier aus die Feuerleitung zu übernehmen und hatte hiezu vorher durch Pioniere oben eine kleine Sitzgelegenheit anbringen lassen. Bei der Annäherung zwang mich das feindliche Feuer (die Kerle schießen auf jeden aufrechtstehenden Mann mit Shrapnells — ehrt sehr!) den Telephondraht am Bauche kriegend abzuwickeln. Unterdessen beschossen die Franzosen so genau den Kamin, daß von 20 Schuß 10 trafen. Die Krone mit allen Leitern für mich wurde heruntergeschossen, wäre ich da droben gesessen. Welch' ein Glück. Abends wollte ich doch noch einmal hinauf doch waren innen die Klammern ausgerissen. Mein jetziger Beobachtungsstandpunkt ist schlau angelegt und hoffe ich viel von solchen ausnützen zu können. Gruß Alfons.

— Seit kurzem ist in Fritzlar ein eigenartiger, der kriegerischen Zeit entsprungener Gedanke verwirklicht worden. Es haben vier Bürger den dort untergebrachten zahlreichen Verwundeten eine kostbare Fahne gestiftet, die dazu dienen soll, alle wiedergenesenen Krieger ohne Unterschied der Waffengattung in den Stunden der Erholung und Zerstreuung zusammenzuschließen. Dieser Tage fand auf dem Kasernenhof die feierliche Weihe des Banners statt, und im Anschluß daran ging es in geschlossenem Zuge nach dem benachbarten Dorfe Werkel, dessen Bewohner die Soldaten zu einem Mahle eingeladen hatten. Der gastfreundliche Ort bereitete den Vaterlandsverteidigern einige Stunden fröhlicher Geselligkeit, und erst abends versammelten sie sich wieder um ihre Fahne, um zum Abschied noch eine Ansprache des Bürgermeisters von Werkel entgegenzunehmen. Unter vaterländischen Gesängen rückte schließlich das buntgewürfelte „Verwundeten-Bataillon" wieder in Fritzlar ein.

— Glosse. Gerade die süßen Weiber haben schon so manchen Mann verbittert.

— Ballgespräch. Junger Mann: „Fräulein, spotteten Sie schon einmal aller Beschreibung!"

— Humor im Felde. Soldat: Wie riecht denn meine Zigarre?

Kamerad: Hm, die solltest du rauchen, wenn der Feind kommt, dann reißt er aus! 3